

Sehr geehrte Freunde des Hauses Königstein!

Nach Pfarrer Dr. Stingl und Frau Platen darf ich mich heute als drittes Mitglied im Vorstand unseres Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien an Sie wenden.

Nach dem Tode von Professor Augustin Huber, dem langjährigen Leiter und Mitbegründer des Institutes bin ich wohl der letzte noch lebende Dozent der traditionsreichen, aber leider schon 1977 eingestellten Philosophisch-Theologischen Hochschule in Königstein, das einmal in ganz Deutschland als das „Vaterhaus der Vertriebenen“ bekannt war. Dort habe ich auch selber (als gebürtiger Kleinherrlitzer bei Troppau) studiert und später Fragen des Marxismus und Ostkirchenkunde gelehrt.

Deshalb ist es mir eine große Freude, dass unser Institut nach seinem Umzug den Namen Haus Königstein annahm und in Nidda die Tradition Königsteins weiterpflegt und weiterträgt. Ich blicke voll Vertrauen in die Zukunft des Institutes, weil der jetzige Leiter Rudolf Grulich seit 1965 mein Schüler in Königstein war, mit dem mich auch nach Abschluss seiner Studien bis heute Freundschaft und Zusammenarbeit verbindet. Wie manche von Ihnen wissen, haben wir viele Tagungen und Studienfahrten gemeinsam durchgeführt und manche Bücher gemeinsam erstellt.

In diesem Jahr begehen wir eine Reihe von Gedenktagen, die eine Ser-Reihe bilden:

- 1918 wurden wir Sudetendeutschen gegen unseren Willen und ohne der Möglichkeit des Selbstbestimmungsrechtes in den neuen Staat der Tschechoslowakei gezwungen.
- 1938 kamen die Sudetengebiete durch das Münchner Abkommen an das Deutsche Reich.
- 1948 übernahmen die Kommunisten für mehrere Jahrzehnte die totale Herrschaft in Prag und unterdrückten die Kirche .
- 1968 weckte der Prager Frühling große Hoffnungen, die aber mit dem Einmarsch der Russen am 21. August verflohen.

Vor 60 Jahren kam auch Pater Werenfried van Straaten, der legendäre Speckpater, zum ersten Mal nach Königstein, wo sein Werk Kirche in Not/Ostpriesterhilfe immer noch segensreich wirkt, während die Vertriebeneinrichtungen der „Königsteiner Anstalten“ schließlich nach dem Tode von Weihbischof Kindermann eingestellt wurden. Über diese Gedenktage werden wir in unseren nächsten Mitteilungen berichten, auch über den unvergesslichen Papst Pius XII., der vor 50 Jahren gestorben ist und der uns Heimatvertriebenen nach dem Kriege ein wahrer Vater war.

Auch bei unseren nächsten Tagen der Offenen Tür im Herbst werden wir in Nidda diese Themen aufgreifen und in verschiedenen Referaten und Diskussionen behandeln. Die bisherigen Angebote in Nidda sind von Ihnen positiv aufgenommen worden, was uns ebenfalls Hoffnung gibt. Die Mitarbeit an den Mitteilungen hat uns Freude bereitet. Ich erwähne nur den Beitrag von Universitätsprofessor Herwig Baier in diesem Heft. Auch junge Menschen konnten wir gewinnen. So ist an der Justus-Liebig-Universität in Gießen eine Arbeit über Pater Paulus Sladek entstanden, die im nächsten Band unseres Archivs für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien erscheinen wird. Das Institut wird im Sommer mit deutschen und tschechischen Studenten eine Studienfahrt nach Istrien durchführen und im August mit der Pfarrei Nidda eine Wallfahrt ins Egerland.

Das hat den Vorstand bewogen, im Herbst ähnliche Aktivitäten weiter zu führen und als Haus Königstein nicht nur Fachleuten, Wissenschaftlern und Heimatforschern Material zur Verfügung zu stellen, sondern auch im Geiste von Bischof Adolf Kindermann, den Kardinal Frings den „Vater der Vertriebenen“ nannte, den Landsleuten aus dem deutschen Osten in Oberhessen ein Stück Heimat zu bieten.

Ich lade Sie alle ein, gemeinsam dieses Anliegen zu tragen.

Mit heimatlichen Grüßen



Prof. Dr. Adolf Hampel



Sudeten- deutscher Tag 2008 in Nürnberg

*Der bayerische
Ministerpräsi-
dent Dr. Gün-
ther Beckstein
im Gespräch
mit Prof. Dr.
Rudolf Grulich
am Stand un-
seres Institutes.*

Bundesverdienstkreuz für Grulich

Presse-Info Kolping, Königstein

Hochverdiente Ehrung von höchster Stelle erfuhr Professor Dr. Rudolf Grulich. Der Landrat des Hochtaunuskreises Ulrich Krebs überreichte ihm im Rathaus zu Königstein das vom Bundespräsidenten Horst Köhler in Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste verliehene Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland am Bande.

Am 16. April 1944 in Runarz in der Sprachinsel Deutsch-Brodek in Mähren geboren, wurde Prof. Grulich im September 1946 mit seiner Mutter (der Vater war noch in Kriegsgefangenschaft) nach Creußen vertrieben. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Bayreuth studierte er Katholische Theologie und slawische Sprachen in Königstein, Agram (Kroatien) und Augsburg.

Seiner Biographie entnehmen wir nur einige Schlaglichter: dass er an der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der Hanns-Seidel-Stiftung in München und als Wissenschaftlicher Assistent an den Theologischen Fakultäten in Bochum und Regensburg, später als Leiter der Informationsabteilung des Hilfswerkes Kirche in Not/Ostpriesterhilfe und des Institutum Baltikum in Königstein tätig war. Die Promotion erfolgte 1976, die Habilitation im Jahre 1980. Seit 1988 ist Prof. Grulich Wissenschaftlicher Direktor des Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Königstein. Dieses für die Volksgruppe wichtige Institut musste im Januar 2007 nach Nidda umziehen, weil die kirchlichen Behörden dieses letzte Stück der von Weihbischof Kindermann und dem Opfersinn

aller Sudetendeutschen geschaffenen Königsteiner Anstalten endgültig zu Grabe trugen. Seit 1990 lehrt Grulich als Honorarprofessor für Kirchengeschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Zudem berät er seit Jahren den deutschen Zweig des weltweiten katholischen Hilfswerks Kirche in Not in Türkei-Fragen.

1977 gründete Prof. Grulich mit Erich Kukuk und Dr. Ortfried Kotzian auf der Bildungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen den Arbeitskreis für Volksgruppen- und Minderheitenfragen. Im selben Jahr wurde er Mitglied im Gründungskuratorium des von Prof. Dr. Josef Stingl ins Leben gerufenen Internationalen Instituts für Nationalitätenrecht und Regionalismus (INTEREG) in München. Grulich ist auch Mitglied der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Schönen Künste in München, des Sudetendeutschen Rates sowie der Arbeitsgruppe Vertriebenenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz.

1990 erhielt Prof. Grulich den Wissenschaftspreis der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 1996 zwei hohe kroatische Orden, 1998 den Preis für Völkerverständigung der Deutschen Jugend in Europa und 2004 den Schönhengster Kulturpreis. Seit 2005 ist er mitverantwortlich für ein Projekt der Prager Karls-Universität „Kirche und Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert in den böhmischen Ländern“.

Bürgermeister Leonhard Helm konnte bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes zahlreiche Ehrengäste begrüßen. Wir erwähnen nur den Vorsitzenden der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Hessen Alfred Herold, Pater Dr. Martin Geißreiter als Vertreter des Sudetendeutschen Priesterwerkes, den Stadtverordnetenvorsteher Alexander Freiherr von Bethmann, Bezirksdekan Paul Lawatsch, Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, Manfred Colloseus für die Kollingfamilie, Kronbergs Bürgermeister Wilhelm Kreß, aber auch Vertreter der Universität Gießen, der Ackermannsgemeinde und der ausländischen Mitbürger Königssteins.

Landrat Krebs führte bei seiner Laudatio aus, dass nicht nur die vielfältigen Publikationen des Wissenschaftlers zur Geschichte und Kultur der Böhmisches Länder sowie der Kirche im Osten und der Volksgruppen und Minderheiten in Europa für die Ehrung ausschlaggebend waren, sondern gerade auch sein unermüdliches persönliches Engagement um Versöhnung und Völkerverständigung. Vieles was nach dem Krieg einst von Königstein beispielhaft ausging, wirke nicht zuletzt durch Prof. Grulich bis heute fort. Der Landesbeauftragte der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Rudolf Friedrich, bezeichnete

Rudolf Grulich als leidenschaftlichen Menschenrechtler und exzellenten Kenner Osteuropas, der stets mit den Menschen über die Grenzen hinweg zusammenarbeite. Ein im wahrsten Sinne grenzenloses Wirken. Königssteins Bürgermeister Leonhard Helm schloss seine Würdigung mit den Worten: „Sie waren und sind ein hervorragender und bedeutender Botschafter Königssteins, auch wenn sie nun leider nicht mehr in unserer Stadt wohnen.“

In seinem Grußwort nannte der Vertreter des Bundesvorstandes der Ackermannsgemeinde Grulich einen missionarischen Geist, der sich nie in die Studierstuben zurückgezogen habe, sondern beispielgebend durch seine Studienreisen ungezählte Menschen auch an der Basis auf faszinierende Weise an seinem großen Wissensschatz habe teilnehmen lassen. Professor Dr.

Linus Hauser sprach seine persönliche Wertschätzung, seinen Dank und die Glückwünsche für das Institut für Katholische Theologie der Justus-Liebig-Universität Gießen aus und übermittelte die Grüße des Limburger Weihbischofs Gerhard Pieschl.

Für die Kolpingfamilie Königsstein gratulierte Manfred Colloseus und dankte für fast zwei Jahrzehnte Zusammenarbeit, in denen Prof. Grulich das Wirken der Kolpingfamilie und ihr kulturelles Engagement wesentlich mitgeprägt und ihr Profil in der Öffentlichkeit nicht nur Königssteins äußerst positiv beeinflusst habe. Pfarrer Wolfgang Rösch von der Pfarrei St. Marien in Königstein betonte, dass Grulich die Pfarrei mit geprägt habe. Er schloss sein Grußwort mit dem unter großem Beifall aufgenommenem Wunsch, dass all das, was Prof. Dr. Grulich in anderen angezündet habe, auf sie über-

Christen unter dem Halbmond

Das Kreuz mit der Türkei

Die meisten Freunde unseres Institutes für Kirchengeschichte wissen, dass der Institutsleiter Professor Rudolf Grulich seit einigen Jahren auch Berater des Hilfswerkes Kirche in Not für Türkeifragen ist. Unter www.kirche-in-not sind eine Reihe seiner Beiträge zur Lage der Christen in der Türkei zu finden. Beim Besuch von Benedikt XVI. Ende November 2006

hat er auch die beiden Messen des Papstes in Ephesus und in der Heilig-Geist-Kathedrale für das Bayerische Fernsehen kommentiert.

Nun erscheint im Augsburgener St. Ulrich-Verlag ein neues Buch von ihm: „Christen unterm Halbmond. Von der Osmanischen Türkei zu Atatürk“. Auf 176 Seiten findet der Leser alle wesentlichen Aspekte des Christentums

in diesem Lande, in dem es bis zum Ersten Weltkrieg noch nach Millionen zählende Christen verschiedener Kirchen, Riten und Konfessionen gegeben hatte. Sie machten damals noch ein Viertel der Bevölkerung aus gegenüber den heutigen 0,15 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Der Autor hat sich bei der Darstellung die Sache nicht leicht gemacht, sondern bringt die verschiedenen komplizierten historischen und politischen Gegebenheiten, die zum Rückgang der Christen führten. Er klammert den Völkermord an den Armeniern ebenso wenig aus wie die Mitschuld der Regierung in Athen, die 1919 glaubte, die nach dem Ersten Weltkrieg geschwächte Türkei siegreich angreifen zu können und dadurch die „Kleinasiatische Katastrophe“ auslöste. Anstelle einer Einleitung bringt Grulich einen Brief an einen türkischen Freund und versucht darin, Vorurteilen und Ignoranz mancher Türkeigegner die Spitze zu nehmen. Wie in seinem Buch „Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen“, für das vor zehn Jahren Otto von Habsburg ein Vorwort schrieb, bemüht sich Grulich um historische Wahrheiten und Objektivität. Manchen notorischen Islamgegnern wird das Buch sicher zu türkenfreundlich vorkommen, während sich die Türken an den Fakten über die „Endlösung“ der Armenier und Assyrer und über die Vernichtung christlichen Lebens in Anatolien stören werden.

Die ehrliche Sicht der Probleme ist für den Verfasser die einzige Chance, gemeinsam als Christen und Muslime aus der Vergangenheit zu lernen. Grulich zeigt auf, dass die Osmanische Türkei, deren Staatsoberhaupt als Sultan auch Kaiser (Padischah) und Kalif war, im 19. Jahrhundert toleranter war als die heutige Türkei im 21. Jahrhundert, die in die Europäische Union möchte. Wenn 1839 und 1856 der Sultan Religionsfreiheit gewährte bis hin zur Möglichkeit des Übertrittes vom Islam zum Christentum, dann war das auch ein Erfolg der Europäischen Mächte, die sich für die Rechte der Christen in der Türkei einsetzten. Warum tun das heute die EU-Staaten so wenig?

Man kann nur allen, die sich mit Europa, dem Christentum und dem Islam beschäftigen, diese Neuerscheinung empfehlen: für den interessierten Leser wird das Buch eine Entdeckungsfahrt sein: Ob Minderheiten und Volksgruppen in der Türkei, Religionen und Konfessionen, Kirchen und Gotteshäuser, das Thema von Vertreibung und Verfolgung in der Griechischen und türkischen Literatur – Grulich zeigt sich als Kenner des Landes, in das er seit Jahrzehnten viele Gruppen führte, gerade auch zu den noch bestehenden christlichen Gemeinden.

Rudolf Grulich, Christen unterm Halbmond. Von der Osmanischen Türkei zu Atatürk. St. Ulrich-Verlag Augsburg 2008. 176 Seiten

Stanko Cecelja

Prager Protest gegen das Vorgehen von Kardinal Hlond in Glatz

Seit dem Buch von Franz Scholz „Zwischen Staatsraison und Evangelium, Kardinal Hlond und die Tragödie der Ostdeutschen Diözesen“ weiß auch die deutsche Öffentlichkeit wie systematisch die Kirche Polens 1945 die Gewinnung und Polonisierung der deutschen Gebiete jenseits der Oder-Neisse-Linie betrieben hatte. Der polnische Primas Augustyn Hlond war im September 1939 geflüchtet und kehrte erst im Juli 1945 über Rom in seine Heimat zurück, angeblich ausgestattet mit besonderen Vollmachten des Vatikans für die Neuorganisation der Seelsorge „in tutto il territorio polacco“.

Im Laufe des August 1945 gelang es ihm, die deutschen Bischöfe und Ordinarien von Breslau, im Ermland und Schneidemühl zum Rücktritt zu bewegen und an ihre Stelle polnische Administratoren einzusetzen. Neben den Jurisdiktionsgebieten der Erzdiözese Breslau, der Diözese Ermland und der Freien Prälatur Schneidemühl lagen aber in den nun polnisch besetzten Gebieten des östlichen Deutschland Teile der Diözese Berlin sowie der Erzdiözesen Prag und Olmütz. Wie übereilt und vorschnell Kardinal Hlond vorging, ersieht man im Falle Schlesiens daran, dass er zwar bereits zwei polnische Administratoren in

Breslau (für Niederschlesien) und Oppeln (für Oberschlesien) einsetzte, dabei aber noch gar nicht der Verzicht des Generalvikars in Glatz und des Generalvikars von Branitz ausgesprochen war. Beide Gebiete lagen seit den Schlesischen Kriegen Friedrichs II. auf preußischem Gebiet, gehörten aber kirchenrechtlich weiter zu Prag bzw. Olmütz. Generalvikare mit besonderen Vollmachten sorgten für die Seelsorge in diesen Gebieten. In Glatz trug der Generalvikar den Titel Großdechant, dem die Ausübung aller bischöflichen Funktionen oblag, soweit sie nicht dem Bischof ausdrücklich vorbehalten waren. Er trug Brustkreuz und Mitra und vertrat den Erzbischof in Prag. Seit 1938 hatte der 1882 geborene Franz Xaver Monse das Amt inne. Daran änderte sich auch nach 1871 ebenso wenig, als die Gebiete zum Deutschen Reich gehörten wie 1918 nach der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik. Auf bis 1919 österreichischem und dann tschechoslowakischem Gebiet lagen Teile der Diözese, seit 1929 Erzdiözese Breslau.

Das zu Olmütz gehörige Leobschützer Gebiet des Generalvikariates Branitz wurde von Kardinal Hlond Mitte September 1945 an die neue polnische Jurisdiktion von Oppeln ange-

schlossen, indem Bischof Josef Martin Nathan bei einem Besuch Hlonds seinen Verzicht erklärte. Die kurze Notiz über den Verzicht verdeckt *„die menschlichen, priesterlichen und hausväterlichen Nöte, Sorgen und Unsicherheiten dieses Generalvikars und Weihbischofs, der zugleich Gründer und Leiter weltbekannter kirchlich-karitativer Anstalten gewesen ist.“* (Franz Scholz). Für Glatz berichtet der damalige Sekretär des Generalvikariates, dass dort gar nicht Hlond selber erschien: *„Im September 1945 kam Dr. Milik, begleitet von einem polnischen Soldaten mit aufgepflanzten Bajonett, zu Prälat Dr. Monse und verhandelte mit ihm. Anschließend kam er in das Büro des Sekretärs und nahm zwei Siegelstempel des Glatzer Generalvikariates mit.“*

Über das Gebiet der Grafschaft Glatz sind wir nun in der Lage, aus Prager Archiven neues Material vorzulegen. Bereits bei den Gesprächen im Friedensvertrag von Versailles hatte Prag versucht, die Grafschaft dem neuen tschechoslowakischen Staat einzuverleiben, wogegen sich die Bevölkerung mit folgender Erklärung wehrte:

„Wir Bewohner der Grafschaft Glatz, jeden religiösen und politischen Bekenntnisses, verwahren uns ganz entschieden gegen die Absicht, uns von Deutschland zu trennen. Wir wollen mit dem tschechischen Volk in friedlicher Nachbarschaft leben. Aber wir

bekennen uns als deutsches Volk seit Jahrhunderten und verbiten uns unter Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker jede Vergewaltigung.“

Neben historischen Gründen der langen Zugehörigkeit zur Krone Böhmens argumentierte Prag mit einer tschechischen Minderheit der Grafschaft. Tatsächlich gab es aber im Jahre 1905 nur 3.258 tschechisch sprechende Einwohner gegenüber 170.000 Deutschen in der Grafschaft. Diese kleine Gruppe lebte im „Böhmischen Winkel“, der durch den Höhenzug des Ratschenberges von der übrigen Grafschaft getrennt und nach Böhmen offen war. In Tscherbenej das später Grenzeck hieß, gab es vor dem Ersten Weltkrieg noch tschechische Predigten und Andachten.

In ihrer Maximalforderung beanspruchte die Tschechoslowakische Regierung in einem Memorandum „Le Problème de la région de Glatz“ die ganze Grafschaft, die Minimalforderung beschränkte sich auf einen Grenzstreifen mit den Industrien um Neurodl.

Nach Kriegsende 1945 erhob die Prager Regierung erneut Forderungen, unterstützt von der katholischen Kirche. In Prag leitete seit dem Tode von Kardinal Karel Kaspar der Kapitelsvikar Theophil (Bohumul) Opatrný die Erzdiözese. Erst 1946 wurde mit Josef Beran wieder ein Erzbischof ernannt. Wie groß die Hoffnung der aus dem Londoner Exil

zurückgekehrten tschechoslowakischen Regierung war, sich die Grafschaft Glatz einzuverleiben, zeigt die Tatsache, dass sofort nach Kriegsende tschechische Priester über die Grenze geschickt wurden, um tschechische Gottesdienste und tschechischen Religionsunterricht zu halten.

Dazu schrieb am 13. Juli 1945 Prälat Monse an den Kapitelsvikar in Prag: *„Die Herren mit dem Schreiben Eurer Gnaden sind soeben bei mir gewesen. Die tschechischen Priester werden an den bezeichneten Orten seelsorglich tätig sein, die Pfarrämter sind von mir bereits unterrichtet.“* Die tschechischen Hoffnungen auf Glatz gingen nicht in Erfüllung.

Ende Juli war Kardinal Hlond einige Tage in Prag und weilte als Gast bei Kapitelsvika Opatrný. In dieser Zeit ließ er nichts von seinen Plänen der Abtretung von Glatz verlauten, wie verschiedene Protestnoten des Kapitelsvikars zeigen, der nach der Entmachtung des Generalvikars Monse bei Hlond, bei der Nuntiaturn und im Sommer 1946 bei Papst Pius XII. Protest gegen das Vorgehen Hlonds einlegte. Erst am 10. September hatte Hlond das Ordinariat in Prag benachrichtigt, dass *„er Kraft besonderer Vollmachten des Heiligen Stuhles, die Pfarreien der Grafschaft Glatz dem Apostolischen Administrator Dr. Karl Milik in Breslau unterstellt habe.“*

Unterlagen befinden sich im Prager Zentralen Staatsarchiv im

Nachlaß Beran. Darunter sind auch Briefe deutscher Priester in der Grafschaft und Berichte von Prälat Monse zur Lage in Glatz. In manchen Fällen wurde das deutsche Kircheninventar vom polnischen Geistlichen mit bewaffneter Miliz beschlagnahmt, es gab Übergriffe der neuen polnischen Machthaber in kirchlichen Heimen, insbesondere wird die seelsorgliche Vernachlässigung des größten Wallfahrtsortes in der Grafschaft, Albendorf beklagt. Ein Glatzer Komitee im böhmischen Nachod (Kladský Komitet v. Nachode) mit einem Nationalausschluß für das Gebiet Glatz (Nansdny Vybor pro uzenis Kladska) hoffte zwar immer noch, dass Glatz zur Tschechoslowakei käme, doch die Polen hatten vollendete Tatsachen geschaffen.

Am 11. März 1946 wendete sich der Großdechant „An den Hochw. deutschen Klerus der Grafschaft Glatz“ und teilt mit, dass *„mit Schreiben vom 19. Januar 1946 (L.dz.189/46) ...vom Hochwst. H. Apostolischen Visitor zu Breslau der Hochw. H. Wehrmachtsdekan Franz Jnszyk zum Dekan für die polnischen Priester in der Grafschaft Glatz ernannt und zugleich beauftragt (wurde), die agenda des Generalvikariates der Grafschaft Glatz zu übernehmen und sicherzustellen,“* was protokollarisch am 8. Februar geschehen ist. „Für den Fall der Evakuierung“ gibt Prälat Monse einige Hinweise und teilt seinen Priestern mit, welche Pfarreien „bis zum heutigen Tag“

bereits evakuiert wurden, und dass „für den Fall der Evakuierung der Glatze Pfarrgeistlichkeit ... das Generalvikariat der Grafschaft Glatz voraussichtlich über das erzbischöfliche Generalvikariat in Paderborn oder die bischöflichen Generalvikariate in Münster und Osnabrück zu erreichen sein (wird).“

Er schließt: „Die Zukunft liegt dunkel und verschleiert vor uns, auch was unsere priesterliche Existenz angeht. Wir werden uns mit großer Geduld wappnen müssen. Wir wollen in echt priesterlicher Haltung unseren Kreuzweg gehen. Deus providebit. Gott segne, stärke und tröste alle meine lieben Konfratres.“

In einem Anhang informiert er: „1. Die Grafschafter Priester sind nach wie vor Priester der Erzdiözese Prag, da sie durch keine schriftliche Urkunde dauernd und bedingungslos exkardiniert und von keinem neuen Ordinarius inkardiniert sind (can. 112). Clerici vagi werden nicht geduldet (can. 111). Vor der neuen Inkardination muß der aufnehmende Bischof sich vergewissern über die Rechtsmäßigkeit der Exkardination und die Personalien des Priesters. (can. 117).

2. Die *jurisdictio delegata* des Generalvikars bzw. (*sede vacante*) des *Delegatus capitularis vicarii Pragensis* ist nicht erloschen (can. 207), insbesondere nicht durch Wegfall des Zweckes der Delegation (z.B. die den Feldgeistlichen für die Dauer des Krieges erteilten Vollmachten)

und auch nicht durch Widerruf seitens des Delegierenden. Der H. H. Kapitularvikar hat die Delegation weder mündlich noch schriftlich noch durch einen Boten oder dergl. widerrufen. Durch das Schreiben des H. H. Card. Hlond ist die *iurisdictio* lediglich *suspensa ad beneplacitum S. Apost. Sedis*.“

Kapitularvikar Opatrny schreibt am 29. Juli 1946 direkt an den Papst und erklärt die Lage: „Zur Erzdiözese Prag gehört seit ältester Zeiten, ja seit Beginn ihrer Existenz ein Territorium, das einst Teil der ‚Krone Böhmens‘ war, dann aber im Laufe der Zeit Teil Preußens wurde, und Grafschaft Glatz (*Comitatus Glacensis*; Glatz – Kladsko) heißt. Diese Grafschaft umfasst 55 Pfarreien und Seelsorgestellen, deren Gläubige bis zum Ende des letzten Krieges deutsche und teilweise böhmischer Nation waren. Die Grafschaft hatte einen mit Sondervollmachten ausgestatteten Generalvikar; von den Einwohnern waren 164.000 Katholiken, 16.00 Nichtkatholiken.“ Opatrny lobte des weiteren die Glatzer als der Kirche treu ergeben, mit blühendem religiösen Leben, was der häufige Sakramentsempfang zeigte. „Sie waren die Perle der Prager Erzdiözese. Diese Grafschaft Glatz war niemals in der Geschichte von ihrer Mutterdiözese getrennt. Auch wenn die politischen Herren dieses Territoriums wechselten, so wechselte für die Grafschaft Glatz nie der *Ordinarius* der katholischen Kir-

che. Der Prager Ordinarius wurde in der Grafschaft Glatz immer anerkannt und geliebt. Bis zum 01. Oktober 1945 (Usque ad Calendas Octobres anni 1945)“

Der Kapitularvikar schilderte dann und zitiert aus dem Schreiben Hlonds vom 10. September die Mitteilung, dass ab 1. Oktober 1946 Glatz dem Apostolischen Administrator in Niederschlesien unterstellt sei. Ein solches Schreiben habe auch „*unser Glatzer Generalvikar Dr. Franz Monse*“ erhalten. Der Prager Kapitelsvikar habe sofort bei Kardinal Hlond Protest eingelegt und auch die Nuntiatur davon benachrichtigt. Die Priester und Gläubigen der Grafschaft hätten ihm erklärt: Wir wollen zurück nach Prag, nach Prag.

Dies habe er aus verschiedenen Schreiben erfahren. Opatrny zitiert dann in seinem lateinischen Brief in deutscher Sprache, was ihm Pfarrer A. Heinze aus Bad Landeck am 1. Dezember 1945 zwei Monate nach dem Dekret Hlonds schrieb: „*Nicht beauftragt, aber mit Zustimmung des Gesamt-Clerus der Grafschaft Glatz gestatte ich mir als Senior dem Hochwürdigsten Consistorium und Kapitelsvikar ganz ergebenst mitzuteilen, dass wir mit der Anordnung Sr. Eminenz des Primas von Polen vom 1. September a. c., wodurch die kirchliche Zuständigkeit unserer Grafschaft von der Erzdiözese Prag getrennt wird, nicht einverstanden sein können. Wir sind der Meinung, dass der hl. Stuhl dies*

nicht bestimmt oder zugelassen hätte, wenn er den Tatsachen gemäß unterrichtet worden wäre, und bitten, wenn es opportun ist, in diesem Sinne nach Rom berichten zu wollen.“ Opatrny zitiert dann noch den Schluß des Briefes deutsch: „*Förderung der religiösen Gesinnung und Zufriedenheit wird damit nicht erreicht. Unser näher und beliebter Generalvikar könnte erfahrungsgemäß in dieser Beziehung mehr nützlich beitragen als der vollständig fremde polnische Administrator im entfernten Breslau.“* Opatrny berichtet nach Rom weiter, dass das Glatzer Gebiet von Polen besetzt ist und inzwischen „*sehr viele Priester und Gläubige nach Westdeutschland emigriert sind. Generalvikar Mons. Monse selbst und 50 Priester wurden, wie er schreibt, nach Westfalen transferiert.“* So wie Prager Ordinarien wie Msgr. Dr. Kordac, Em. Kardinal Kaspar und der Unterzeichnete als treue Glieder der tschechoslowakischen Nation die deutschen Gläubigen betreuten, so könne dies doch gegenüber Polen geschehen. „*Und wenn nicht einmal Hitler und seine Genossen glaubten, dabei Hindernisse in den Weg zu stellen, wie sollten dann nicht zwei slawische Völker aus der Slawenfamilie in nächster Nachbarschaft unter der anderen kirchlichen Jurisdiktion leben können ?“*

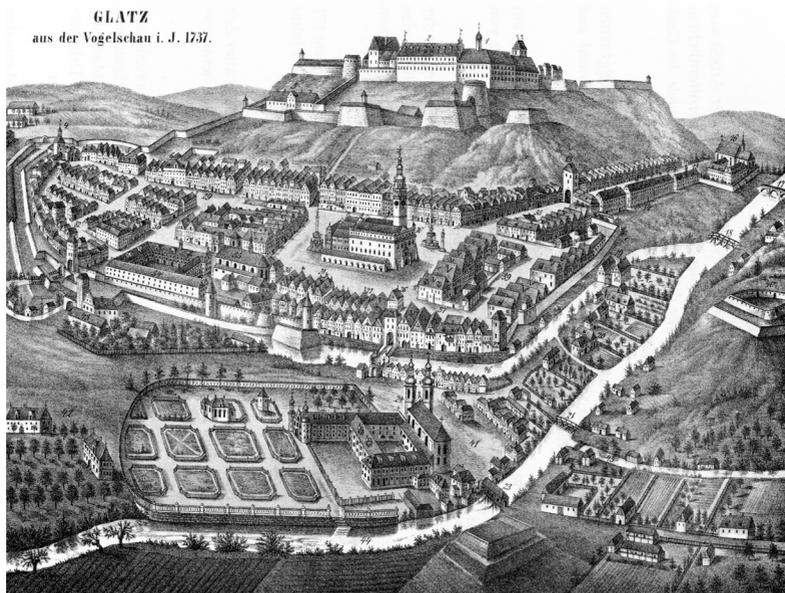
Am meisten schmerzte es den Kapitelsvikar, dass der Em. Cardin. Hlond „*Ende Juli 1945 drei Tage im Erzbischöflichen Palais*

in Prag wohnte, mit uns über die Grafschaft Glatz, über die Besetzung durch Polen und andere Dinge sprach, aber mit keinem Wort die Frage der Veränderung der Jurisdiktion erwähnte. Dies hätte in camera caritatis und brüderlicher Eintracht bei dieser Gelegenheit bestens besprochen werden können.“

Vom 4. August 1946 liegt eine tschechische Stellungnahme aus Rom vor, die Pater Jaromir Machula an Opatrny sandte. Machula war während des Krieges in Rum und Verbindungsmann zur Londoner Exilregierung. Er hatte im Staatssekretariat mit Mons. Sericano über die Vollmachten Hlonds gesprochen. (Sein bereits tschechisch erschienenenes Buch „Der Vatikan und die Tschechoslowakei 1938 - 1948“ wird das Institut für Kirchengeschichte in deutscher Übersetzung heraus-

geben). Ob Hlonds Vollmachten für Glatz tatsächlich zuträfen, so schreibt Machula, sei Monsignore Sericano nicht bekannt. Heute müssen wir feststellen, dass sich Kardinal Hlond leider durchsetzte, der im polnischen Messianismus verwurzelt war. Heute wird in Polen von der Kirche sein Verdienst für die Wiedergewinnung der polnischen Westgebiete betont, obgleich er in einem Brief vom 24. Oktober 1946 nach Rom zugab, seine Vollmacht überschritten zu haben, wenn er sie auf „Neupolen“ ausweitete. Er war sicher ein großer Pole, dass aber die polnische Kirche den Seligsprechungsprozess für ihn betreibt, schmerzt doch alle Ostdeutschen, insbesondere diejenigen, denen er im Sommer 1945 schweres Unrecht zufügte.

Rudolf Grulich



Ein sudetendeutsches Priesterbild: Dekan Rudolf Wendolsky, Pfarrer von Lubenz



Die vertriebenen Sudetendeutschen aus der Pfarrei und dem Dekanat Lubenz hatten letztes Jahr Anlass, sich ihres Pfarrers zu erinnern. Es jährten sich zwei Gedenktage: Sein 120. Geburtstag und sein 40. Todestag.

Rudolf Wendolsky stammt aus dem böhmischen Teil des Schönhengstgaues. Er wurde am 19. November 1887 in Dittersbach im Bezirk Politschka geboren. Der Bezirk Politschka war ähnlich unserem Bezirk Manetin sprachlich geteilt. Dittersbach hatte 1764 deutsche und 76 tschechische Einwohner. Die Eltern hießen Franz und Maria geborene Czermak und stammten aus Rohozna. Die Volksschule besuchte er in Dittersbach. Von 1900 bis 1908 war er Schüler am deutschen Humanistischen Gymnasium in Prag, das er mit ausgezeichnetem Erfolg mit der Matura abschloss. Die philosophisch-theologischen Studien schlossen sich an. Sie erfolgten an der deutschen Karl-Ferdinands Universität Prag in der Theologischen Fakultät in den Jahren 1908 bis 1912. Die Priesterweihe erfolgte am 14. Juli 1912 im Prager Sankt Veitsdom durch den damaligen Prager Fürsterzbischof Kardinal Freiherr Leo de Skrbensky. Im Jahre 1916 legte Rudolf Wendolsky die Pfarrkonkursprüfung mit gutem Erfolg in beiden Landessprachen ab, also in Deutsch und Tschechisch, damals im Königreich Böhmen, Kronland der k. u. k. Monarchie, nicht außergewöhnlich aber auch nicht selbstverständlich. Als junger Geistlicher erhielt er ausnahmslos Anstellungen in der Erzdiözese Prag:

1. Stiftungskaplan in Woratschen (Bezirk Podersam) vom 1. September 1912 bis 1. April 1913.
2. Personalkaplan in Senomat (Bezirk Rakonitz) am 1. April bis 1. September 1913.
3. Kaplan in Gesna (Bezirk Mies) vom 1. September 1913 bis 1. September 1914.

4. Vorstadtkaplan und Häftlingsseelsorger am Kreisgericht in Eger vom 1. September 1914 bis 1. September 1916.
5. Pfarrexposit in der Stadt Nürschan (Bezirk Mies) 1. September 1916 bis 1. November 1921.

Mit Wirkung des zuletzt genannten Datums wurde Rudolf Wendolsky zum ordentlichen Pfarrer in Lubenz (Bezirk Luditz) ernannt. Von dieser Aufgabe wurde er nie förmlich entbunden. Das Ordinariat der Erzdiözese Prag besetzte die Pfarrstelle Lubenz Zeit des Lebens von Rudolf Wendolsky nur mit Pfarradministratoren; auch als Pfarrer Wendolsky schon längst in Bayern lebte und Angehöriger des Klerus der Erzdiözese München-Freising war.

Den Zeitläuften entsprechend waren mit der Lubenzer Tätigkeit neue Aufgaben verbunden. Die Erzdiözese Prag reagierte überraschend schnell auf die politischen Veränderungen im Zusammenhang mit dem Münchener Abkommen vom September 1938 und errichtete ein fürsterzbischöfliches Generalvikariat Schlackenwerth für den deutschen Anteil der Erzdiözese Prag mit Monsignore Karl Bock als fürsterzbischöflichen Generalvikar, das zwölf Vikariate umfasste, darunter auch den Vikariatsbezirk Luditz mit Dechant Gustav Finke, Chiesch und Pfarrer Rudolf Wendolsky, Lubenz als erzbischöflichen Vikariatssekretär. Das Vikariat Luditz war bis zu dessen Tode in Folge eines Unfalls vom achtundsiebzigjährigen Vikär Andreas Wagner, Pfarrer von Nahorscheditz geleitet. Es erfuhr nun eine wesentliche Erweiterung. Zu den ursprünglich 21 Vikariatspfarreien kamen nun die vier deutschen Pfarreien aus dem tschechischen Vikariat Kralowitz (Krasch, Lukowa, Netschetin und Rabenstein) und aus dem ebenfalls tschechischen Vikariat Rakonitz die fünf deutschen Pfarreien Dekau, Hochlibin, Kaunowa, Kolleschowitz und Woratschen. Damit war das neue Vikariat Luditz eines der größten im Generalvikariat Schlackenwerth. 1941 wurde deswegen ein neues Vikariat Lubenz mit dreizehn Pfarreien (Dekau, Hochlibin, Kaunowa, Kolleschowitz, Libin, Lochotin, Lubenz, Luck, Nahorscheditz, Reschwitz, Tiß, Waltsh und Woratschen) abgetrennt. Für dieses neue Vikariat wurde der Pfarrer von Lubenz, Rudolf Wendolsky zum Vikar ernannt, der in reichsdeutschen Diözesen in der Regel die Amtsbezeichnung Dekan führte, so auch Rudolf Wendolsky nach 1945 bis zu seinem Tode. Nach seiner Verhaftung am 10. Juni 1942 durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo) führte der Pfarrer von Luck, Max Wilfer das Vikariat bis zur Vertreibung. Dekan Wendolsky trat kein leichtes Amt an. Er war für die Seelsorge für mehr als 14 500 Katholiken (Stand 1940) verantwortlich. Die dreizehn Pfarreien verteilten sich immerhin auf fünf Amtsgerichtsbezirke (Buchau, Jechnitz, Luditz Podersam und Saaz) und drei Landkreise (Luditz, Podersam

und Saaz), was den Umgang mit staatlichen Behörden sicherlich nicht erleichtert haben dürfte, auch wenn alle diese innerhalb des Regierungsbezirkes Eger (mit Sitz in Karlsbad) gelegen waren. Seelsorgerisch nachhaltig beeinträchtigend musste sich jedoch die Tatsache auswirken, dass fünf Pfarrstellen nicht besetzt waren und von Nachbarparreien mitbetreut oder durch Pfarradministratoren versehen wurden, so zum Beispiel Libin durch Dekan Wendolsky selbst. Um das Ganze noch mehr zu erschweren und zu verwickeln, gehörten zwei Pfarradministratoren bereits der Diözese Leitmeritz an. Die alten Diözesangrenzen wurden nicht durch die neuen staatlichen Verwaltungseinheiten geändert. Im Einzelnen betraf dies die unbesetzte Pfarrei Hochlibin, die durch den Nachbarpfarrer Hieronymus Bochnia von Podersanka betreut wurde, und die unbesetzte Pfarrstelle Kaunowa wurde durch Benedikt Sagner von der Pfarrei Netschenitz versorgt. Die Pfarrämter waren bis 1938 einzige Amtsstellen, die standesamtliche Auskünfte erteilen konnten. Die erste Tschecho-slowakische Republik hat die Gepflogenheiten aus der k. u. k. Monarchie – wie in vielen anderen Bereichen – nahtlos übernommen. Für die im Reich seit mindestens drei Jahren gebräuchlichen Ahnenpässe konnten also nur die kirchlichen Amtsträger Auskünfte erteilen. Ahnenpässe waren nun auch im Sudetenland gefragt. Man kann sich heute wahrscheinlich kaum ein Bild davon machen, welche Zusatzaufgaben auf die Pfarrämter damals zugekommen sind, in den alten Kirchenbüchern nach „arischen Großmüttern“ zu suchen und sie zu beurkunden, damit einer Laufbahn in Staat, Partei oder Wehrmacht für den Antragssteller nichts mehr im Wege stand.

An dieser Stelle seien zwei kleine persönliche Erinnerungen an Pfarrer Wendolsky eingefügt. Kurz nach dem Anschluss an das Deutsche Reich als Folge des Münchener Abkommens – Lubenz gehörte zum Abschnitt IV und wurde deswegen mit als letztes Gebiet von der deutschen Wehrmacht besetzt – fand in unserer Wohnküche eine lebhaft und lautstarke Auseinandersetzung statt. Es waren mehrere Lubenzer Männer zu Besuch. Sie wollten etwas Neues wissen über den Verbleib meines Vaters, den die tschechoslowakische Armee offenbar immer noch nicht entlassen hatte. In Wirklichkeit war er in deutscher Haft in Rudig. Aber das stellte sich erst später heraus und ist eine eigene Geschichte. – In dem Streitgespräch tauchte immer wieder ein Wort auf, das ich als Dreijähriger noch nicht kannte: „der Pfaff“. Meinen Vater, der sonst eine unerschöpfliche Auskunftsquelle war, konnte ich ja leider nicht fragen. Also zupfte ich meine Großmutter verstohlen am Ärmel: „Oma, was ist denn ein ‚Pfaff‘?“ „Die meinen den Herrn Pfarrer“, war die Antwort. Aha, ein neuer Titel. Ein Kindergartenkind lernt halt jeden Tag etwas Neues dazu. Die andere Begebenheit muss im Februar 1940

gewesen sein. Meine Mutter legte sehr viel Wert auf kirchlichen Segen. Und da stand eines Morgens der Blasiussegen an. Der wird mit zwei gekreuzten, brennenden Kerzen gespendet und dazwischen hält man sein Gesicht. Aus irgendwelchen Gründen kamen meine Mutter und ich zu spät. Die Kirche war bereits leer und finster. Kurz entschlossen gingen wir schräg über die Straße hinüber zum Pfarrhaus und klopfen. Die Pfarrköchin öffnete uns, und meine Mutter brachte unser Anliegen vor. Pfarrer Wendolsky hatte bereits seinen Kopf aus seinem Arbeitszimmer gesteckt und bat uns dort hinein. Selbstverständlich wollte er uns den Blasiussegen ganz privat spenden. Eigenhändig stellte er zwei lederbezogene Gästestühle mit so hohen Lehnen neben einander, und wir nahmen Platz, das heißt ich kletterte mühsam hinauf. Meine Mutter saß rechts neben mir. Sie erhielt zuerst den Segen. Dann kam ich dran. Ich hatte abgeschaut, dass man das Kreuz schlagen muss. Also tat ich es, allerdings mit der linken Hand. Pfarrer Wendolsky lächelte väterlich-freundlich, nahm meine Rechte und führte sie zum Kreuzzeichen. Meiner Mutter war das sehr peinlich. Sie entschuldigte mich, dass ich im Sommer vorher mir den rechten Arm gebrochen hatte und ihn wochenlang in einer Schlinge habe tragen müssen; nicht dass etwa der Verdacht aufkommen könnte, bei uns daheim würde mit den Kindern nicht gebetet, zumindest nicht formvollendet. Pfarrer Wendolsky winkte gutmütig schmunzelnd ab. Hinterher hatte ich einige Vorwürfe einzustecken, dass man sich mit so einem Tollpatsch wie mir, überall nur schämen müsse. Ja, meiner Mutter konnte ich nur selten etwas recht machen.

Das oben erwähnte politische Streitgespräch – so erfuhr ich viel später – hatte einen Anlass. Jedes Haus hatte zum Einzug der deutschen Truppen mit der roten Hakenkreuzfahne geflaggt. Auch Pfarrer Wendolsky hatte willfährig eine solche aus einer Dachluke des Pfarrhauses herausgesteckt. Vom Kirchturm wehte ohne sein Zutun sowieso eine riesige Reichsflagge. Erboste Lubenzer sollen Pfarrer Wendolsky barsch aufgefordert haben, seine Fahne einzuziehen, wäre er doch erklärtermaßen während der ganzen Tschechenzeit dagegen gewesen, dass unsere Heimat vom Führer befreit und heim ins Reich geholt worden wäre. Das war sicherlich richtig. Pfarrer Wendolsky war offenbar ein Anhänger der deutschen christlichen Volkspartei gewesen und als romtreuer Geistlicher allem chauvinistischem Überschwang abhold. Zudem konnte er erst recht nichts mit Rassenhass und Gottlosigkeit anfangen. Das war aber nicht der Kern der Streiterei in unserer Küche. Pfarrer Wendolsky hatte nämlich gehorsam auf die Vorhaltungen hin, seine Fahne wieder eingezogen, um jede und dazu noch öffentliche Auseinandersetzung zu vermeiden. Aber genau das wurde ihm von entweder übel gesinnten Lu-

benzern oder solchen, die den Vorgang gar nicht erlebt hatten, zum Vorwurf gemacht: „Ganz Lubenz hat geflaggt. Nur der Pfaff nicht.“ Deswegen wird es niemanden verwundern, dass der Pfarrer von Anbeginn unter der unerbittlich scharfen Beobachtung der nationalsozialistischen Machthaber stand, insbesondere ihrer Geheimen Staatspolizei. Dass er nun sogar noch zum Dekan aufgestiegen war, rief förmlich den NS-Staat zu Zwangsmaßnahmen heraus, die auch nicht lange auf sich warten ließen. Im Frühjahr 1942 wurde er von der Gestapo in Karlsbad vorgeladen, verhört und scharf verwarnt und bedroht: „Das Reich könne mit Staatsfeinden auch noch anders umgehen!“ Und das geschah auch bald, obwohl Pfarrer Wendolsky völlig unauffällig ausschließlich seinen geistlichen Aufgaben nachging und sonstige – zumal öffentliche – Beziehungen peinlich, ja ängstlich vermied. Am 10. Juni 1942 wurde er in Lubenz von der Gestapo verhaftet und in deren Gefängnis nach Karlsbad gebracht. Über seine Einvernahme lassen wir ihn selbst zu Wort kommen: „Beim Verhör wollte er mich zur Verletzung des Beichtgeheimnisses verleiten, und nur durch die bestätigenden Worte der Maschinenschreiberin, dass niemand den Priester vom Beichtsigel dispensieren kann, bekam ich vor ihm Ruhe. Dann wollte er von mir das Geständnis erpressen, ich hätte eine längere Zeit fremde Sender gehört (Vatikan und Schweiz). Immer wieder kam er in die Zelle und fragte, ob ich mir die Sache schon überlegt habe; als ich verneinte, schrie er, da müsse man ganz anders mit mir verfahren, schlug die Zellentür mit solcher Vehemenz zu, dass das Haus erzitterte, öffnete die Türe aber wieder bald nachher und führte mich von Kanzlei zu Kanzlei, drohte mir mit schweren Arbeiten und KZ, um mich irre oder mürbe zu machen, aber er fand trotz allem keinen Grund, um mich vors Sondergericht oder ins Zuchthaus zu bringen nach dem von Göbbels angegebenen Rezept: ‚Wir werden sie nicht zu Märtyrern machen, sondern zu Verbrechern stempeln.‘“ Für eine förmliche Anklage bei einem Gericht, und sei es auch ein willfähiges Sondergericht, reichten die Ermittlungsergebnisse nicht. Deswegen wurde ein Schutzhaftbefehl erlassen. Das war eine rein polizeiliche Maßnahme, die gerichtlicher Überprüfung nicht bedurfte. In der Fachsprache der Gestapo konnte das Wort Schutz zweierlei bedeuten, nämlich dass das Volk vor diesem Übeltäter geschützt oder der vor dem gerechten Volkszorn in Sicherheit gebracht werden müsse, tunlichst in einem Konzentrationslager. So erging es auch dem Dekan Wendolsky. Er wurde am 7. August 1942 in das KZ Dachau überstellt. Im Schutzhaftbefehl des Kriminalassistenten Lem wurde als Begründung angeführt: „Hetzerische, das Ansehen der Wehrmacht herabsetzender Reden, die in weiten Kreisen der Bevölkerung Empörung erregt haben“. Im KZ Dachau wurde Rudolf Wendolsky die Häftlingsnummer

33665 in die Innenseite des linken Unterarmes tätowiert. Im Nummernbuch des KZ Dachau wird er als Rudolf Wendolsky geführt, in eine der Priesterbaracken (Block 26 / Stube IV) eingewiesen und in einem der zahlreichen Arbeitskommandos der SS im großen Kräutergarten zur Arbeit eingesetzt. In einer namentlichen Aufstellung der eingesetzten Häftlinge wird Rudolf Wendolsky im Kommando „Plantage – Kommando Trockenboden Gerätehaus“ verzeichnet. Die Zuteilung eines roten Winkels, der auf der linken Brustseite des grau-weiß gestreiften Häftlingskittels aufgenäht wurde, beendete das von fast allen Schutzhäftlingen als entwürdigend beschriebene Aufnahmeverfahren. Für fast drei Jahre wird das KZ Dachau nun der Aufenthaltsort für Dekan Rudolf Wendolsky sein als eine Nummer unter Zehntausenden anderer die an jedem Morgen und Abend bei oft stundenlangen Appellen gezählt wurden.

Am 29. April 1945 wird der Schutzhäftling Rudolf Wendolsky von amerikanischen Truppen befreit. Wegen einer schweren Nierenentzündung lag er im KZ-Revier. Dies hat ihm wahrscheinlich das Leben gerettet; denn er musste nicht an dem Todesmarsch teilnehmen, wo Tausende von Häftlingen nach Süden bis Mittenwald getrieben wurden, und unterwegs ein viele von ihnen entweder von den begleitenden SS-Wachen kurzer Hand erschossen, wenn sie nicht mehr weiter konnten, oder einfach an Erschöpfung gestorben sind. Rudolf Wendolsky wurde gleich von den amerikanischen Sanitätseinheiten gründlich untersucht und zur fachärztlich Behandlung bereits einen Tag später in ein Krankenhaus eingewiesen. Die urologische Abteilung des Nymphenburger Krankenhauses des Dritten Ordens war wegen der ständigen und verheerenden Bombenangriffe während des Krieges in die damalige Heil- und Pflegeanstalt der „Dienerinnen der göttlichen Vorsehung“ (seit 1961 als Franziskuswerk unter Leitung der Franziskanerinnen von Schönbrunn) verlegt worden. Hier wurden mindestens zwei aus dem KZ Dachau befreite Priester aufgenommen; einer davon war Dekan Rudolf Wendolsky. Pfarrer Heinrich Rupieper schreibt am 7. März 1946 an seinen Mitbruder und ehemaligen Mithäftling, dass Wendolsky noch im Krankenhaus Schönbrunn bei Dachau sei. Von Rudolf Wendolsky liegt aus dieser Zeit nur eine - leider undatierte - Mitteilung an Pfarrer Emil Thoma vor, der eine Dokumentation über die im KZ Dachau gefangen gehaltenen Priester vorbereitete: „... Lichtbild sende ich später, da ich derzeit in München zur Zahnbehandlung weile. Nach 3-4 Wochen kehre ich nach Schönbrunn zurück. Herzlich grüßt Dich, lieber Emil, Dein R. Wendolsky. Memento mei coram Deo“. Am 7. November 1946 richtet Generalvikar Buchwieser vom Ordinariat des Erzbistums München und Freising folgendes Schreiben an den Hausgeistlichen von Schönbrunn, Geistlichen Rat

Steininger: „Betreff. Priester Rudolf Wendolsky. Wir erhalten eine Anfrage nach dem derzeitigen Aufenthalt obengenannten Priesters. Die letzte Nachricht aus seiner Hand bekamen wir am 5. VI. 46, dass er eine Stelle in unserer Erdiözese nicht anstrebe, sondern in seine Heimatdiözese Prag zurückkehren wolle. Wir ersuchen um Auskunft, ob dem H. H. Geistlichen Rat dessen derzeitiger Aufenthalt bekannt ist. Unterschrift, Buchwieser, Generalvikar. Eine Heimkehr nach Lubenz oder nach Böhmen scheinen die staatlichen Behörden in Übereinstimmung mit den kirchlichen Dienststellen in Prag zu verhindern gewusst haben. Rudolf Wendolsky war – wenn auch als KZ-Häftling nachgewiesenermaßen in Harpfetsham. Er will dort als Hausgeistlicher fungieren. Das Kath. Pfarramt Palling wird inzwischen beim H. Ordinariat um Genehmigung nachgesucht haben“. Dort wirkte – nun als Dekan i. R. – Rudolf Wendolsky bis 1954. Vom 16. November 1946 liegt ein selbst verfertigter Lebenslauf vor, der für die Personalkartei des Ordinariats der Erzdiözese München und Freising auf eine Anforderung von dort vom 11. November 1946 gefertigt wurde. Der Vorgang lässt vermuten, dass Rudolf Wendolsky auf der angestrebten Stelle bestätigt wurde. Rudolf Wendolsky wirkte bis zum 12. Oktober 1954 als Hausgeistlicher im Schwesternerholungsheim der „Dienerinnen der göttlichen Vorsehung“ in Harpfesham, Pfarrei Palling, Landkreis Laufen. In diesem Jahr übernahm er die Stelle des Kommoranten (Hausgeistlichen) im Katharinenheim in Bad Endorf. Das Altenheim wurde in seiner Zeit ausgebaut und bot vierzig Senioren einen Altersruhesitz an. Das Heim wurde von Franziskanerinnen (Mallersdorfer Schwestern) betrieben. Sie unterhielten in Bad Endorf auch noch einen Kindergarten, eine Nähsschule und die ambulante Krankenpflege. Erhalten ist auch die Meldekarte der „Kommission zur Regelung der Versorgung der heimatvertriebenen Geistlichen, Bad Kissingen, die der erzbischöflichen Finanzkammer in München eine Dienstzeit von insgesamt 424 Monaten bis zur ersten Einstellung in der jetzigen Wohnortdiözese München und Freising bestätigte (371 Monate in der Erzdiözese Prag, 35 Monate KZ-Haft und 18 Monate Krankenstand). Für diese Feststellung war unter anderem auch ein Flüchtlingsausweis erforderlich, den das Landratsamt Rosenheim mit der Nummer A 9141/2573 am 29. September 1955 ausgestellt hatte. In den förmlichen Ruhestand wurde Pfarrer und Dekan Wendolsky mit Wirkung vom 1. November 1952 versetzt.

Noch am Neujahrstag 1968 las Pfarrer Wendolsky in der vergrößerten Hauskapelle seine letzte heilige Messe, in sehr würdiger Form, wie Prälat Dr. Michael Höck eigens hervorhob. Wegen seines schweren Asthmaleidens musste er sich zu Bett begeben. Der herbeigerufene Arzt verfügte seine Einweisung in das Kreis-

krankenhaus Prien am Chiemsee, wo er versehen mit den Sterbesakramenten und „sichtlich bereit und ergeben in Gottes heiligen Willen“ am Sonntagabend, dem 7. Jänner 1968 verschied. In der örtlichen Presse erschienen eine gemeinsame Traueranzeige des katholischen Pfarramtes und des Katharinenheimes Endorf und eine redaktionelle Kurzmitteilung. Der Nachruf der Erzdiözese München und Freising sei hier im Wortlaut wiedergegeben: „Verabschiedung von Pfarrer und Dekan i. R. Rudolf Wendolsky. Nach kurzer Krankheit und bald nach Vollendung des 80. Lebensjahres ist der ehemalige Pfarrer und Dekan von Lubens (sic!) Erzdiözese Prag, H. H. Rudolf Wendolsky, am Sonntag, den (sic!) 7. Januar, abends, im Kreiskrankenhaus Prien am Chiemsee im Herrn verschieden. Seine irdische Hülle wurde in das nahe Endorf überführt, wo er als Hausgeistlicher im dortigen Katharinenheim die letzten 14 Jahre verbrachte und segensreich wirkte. Der Gottesdienst für seine Seelenruhe wurde am Donnerstag, den (sic!) 11. Januar in der dortigen Pfarrkirche in würdiger Konzelebration gefeiert. Als Vertreter des erzbischöflichen Ordinariates in München war O. R. Prälat Dr. Michael Höck (offenbar ein Mithäftling aus Dachauer Tagen) erschienen, der nach dem Evangelium die Gedenkrede für den Heimgegangenen hielt. Zunächst verlas er den selbstgeschriebenen Lebenslauf des Heimgegangenen und fügte dann ein Wort des Dankes hinzu für die schlichten unauffälligen Dienste in der Seelsorge, die er nach seinen KZ-Jahren, trotz angeschlagener Gesundheit, in der Erzdiözese München und Freising übernommen hatte: „Von 1946 bis 1954 Hausgeistlicher in Harpfetsham, Pfarrei Palling, 1954 bis 1968 Missarius und Hausgeistlicher im Katharinenheim zu Endorf. Nach der Konzelebration, an der der Dekanatsklerus und mehrere priesterliche Freunde aus dem Sudetenland, aber auch die nächsten Verwandten aus Wien, teilnahmen, sammelte sich eine stattliche Trauergemeinde im verschneiten Friedhof, um dort Abschied zu nehmen von dem hochgeschätzten Mitbruder und Seelsorger. In einer warmherzigen Ansprache wandte der Pfarrer von Endorf, Dekan Willibald Klotz das Wort auf den Heimgegangenen an, das man ihm als Sinnwort für seine irdische Pilgerschaft auf sein Sterbebild gesetzt hat: ‚Wahrlich der Herr hat Großes an uns getan; fröhlich sind wir geworden. Die in Tränen säen, mit Jauchzen werden sie ernten‘ (Ps. 125,3.5). Unvergessen wird allen, die ihm nahe gestanden sind oder die seine Persönlichkeit erleben durften, der tiefe Eindruck bleiben, dass er ein allzeit froher und eifriger Diener des Herrn war. Rudolf Wendolsky war geboren am 19. 11. 1887 in Dittersbach/Sudetenland. Das Humanistische Gymnasium besuchte er in Prag I. Den theologischen Studien oblag er an der Karl-Ferdinand-Universität. Zum Priester geweiht wurde er am 14. 7. 1912 im



*Die Prominenz von Enddorf:
Pfr. Klotz von Enddorf, Weihbischof Neu-
häusler, Pfr. Wendolsky, Pfr. Angermeier und
Schwester Oberin Mandaria*

verbrachte er 1 ½ Jahre im Nymphenburger Ausweichkrankenhaus zu Schönbrunn. Der äußerst labile Gesundheitszustand verhinderte seine Reise in die Heimat und zwang ihn, die bescheidenen Posten eines Hausgeistlichen in unserer Erzdiözese zu übernehmen: R. I. P. - M. Höck“.

Lassen wir abschließend noch Schwester Maria Adelgardia Wirth vom Marienheim Siegsdorf-Eisenärzt, die Pfarrer Wendolsky aus gemeinsamer Zeit in Bad Endorf persönlich gekannt hat, eine gebürtige Sudetendeutsche aus dem Bezirk Bischofteinitz, zu Wort kommen: „Bin fast die einzige Überlebende, die H. H. Dekan Wendolsky noch gut gekannt hat. Besondere Dokumente oder Erinnerungsstücke habe ich nicht. ... Trotz des schweren Leidens, das er mitgemacht hat, ist er froher und geselliger Mensch geblieben. Er ging auch gerne auf Reisen in unsere schöne oberbayerische Heimat und war beliebt bei allen Bewohnern unseres Altenheimes, er war der Sonnenschein des Hauses. – Auch weilte er gerne im Kreis von uns Schwestern, und zur Verschönerung unserer Hauskappelle spendete er manche Mark. Er war ein guter, frommer Priester, und als nach dem Konzil die Liturgiereform kam, war er der Erste, der sich darauf eingelassen und sich sofort umgestellt hat. Sein Abschied von ihm

Prager St. Veits-Dom. Nach verschiedenen Kaplansposten wurde er Pfarrexpositus in Nürschau (sic!) und schließlich Pfarrer der Marktgemeinde Lubenz, Kreis Luditz. 1939 wurde er zum Dekan des neu errichteten Bezirksvikariates Lubens (sic!) ernannt. Am 10. April 1942 erging gegen ihn ein Schutzhaftbefehl, der ihn schließlich anfangs August nach Dachau führte. Als die Amerikaner am 29. April 1945 das KZ-Dachau befreiten, war er an einer heftigen Nierenentzündung erkrankt. Anschließend

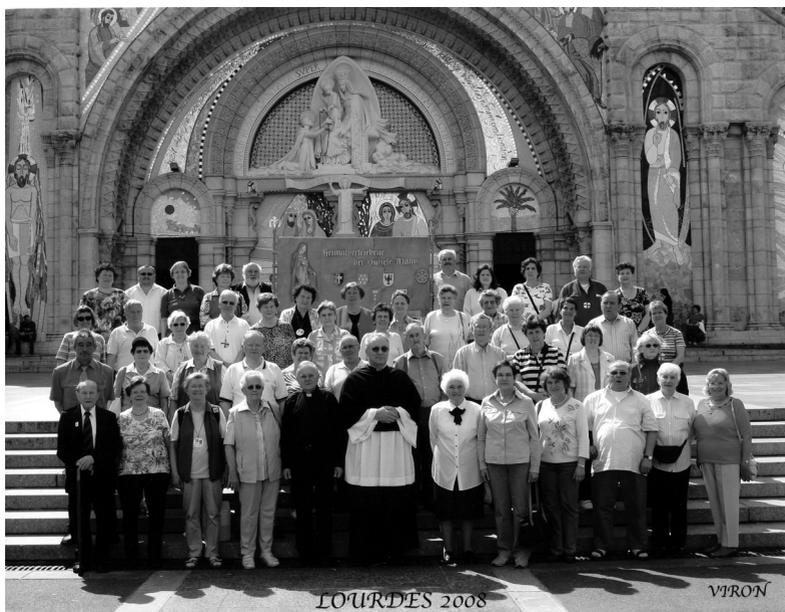
hat uns sehr wehgetan. – Das Grab von Dekan Wendolsky ist in Bad Endorf gleich unterm Leichenhaus rechts im Priestergrab“. Diesen zu Herzen gehenden Worten einer Weggefährtin und Landsfrau aus dem Böhmerwald ist nichts mehr hinzuzufügen außer dem Hinweis, dass die Bemühungen der Lubenzer beim bischöflichen Ordinariat in Pilsen zwischenzeitlich von Erfolg gekrönt sind. Seine Exzellenz Bischof František Radkovský hat als zuständiger Ortsbischof förmlich seine Zustimmung erteilt, entweder am Pfarrhof oder in beziehungsweise an der dem heiligen Laurentius geweihten Pfarrkirche in Lubenz/Lubeneč eine zweisprachige Gedenktafel für Dekan und Pfarrer Rudolf Wendolsky anbringen zu dürfen.

Herwig Baier

Danksagung:

Der Verfasser ist nachfolgend aufgeführten Persönlichkeiten und Einrichtungen zu aufrichtigem Dank verpflichtet für wertvolle Hinweise und Auskünfte, das Überlassen von Bildern, Dokumenten und zahlreichen Ablichtungen:

Ulrich Fritz, KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, 92696 Flossenbürg. Dr. Peter Pfister, Archivdirektor, Archiv des Erzbistums München und Freising, 80063 München. Frau Eleonore Philipp, Mitarbeiterin KZ-Gedenkstätte Dachau, 5229 Markt Indersdorf. Schwester Maria Anna Rahm, Archivarin, Franziskanerinnen von Schönbrunn, 85244 Röhrmoos. Dirk Rieder, KZ-Gedenkstätte Dachau, 85221 Dachau.



*Die Pilgergruppe mit Pfarrer Wolfgang Stingl in Lourdes 2008
(zum Artikel auf der folgenden Seite)*

„Das Lied von Bernadette“

Lourdes und die Sudetendeutschen

Lourdes gehört neben Rom und Fatima, Guadelupe und Tschenschow, zu den größten Wallfahrtsorten der Welt. Anfang Mai kehrte eine Pilgergruppe unter Leitung von Pfarrer Stingl aus Lourdes zurück. Da viele Freunde des Institutes auch Wohltäter des Hilfswerkes Kirche in Not/Ostpriesterhilfe (KIN) sind und diese französische Pilgerstätte aufsuchen, machen wir auf das KIN-Büro in Lourdes aufmerksam, das jedes Jahr von April bis Oktober geöffnet ist.

„Aide à l'Eglise en Detresse“ ist der französische Name des Werkes, das neben der Hauptbüro bei Paris auch mehrere Filialen in Frankreich hat und das schon zu Lebzeiten unseres Pater Werenfrieds im Spendenaufkommen für Kirche in Not nach Deutschland an zweiter Stelle lag. Das Büro in Lourdes wurde gegründet, weil Pater Werenfried ein großer Marienverehrer war und weil dem verstorbenen polnischen Papst Lourdes am Herzen lag.

Zweimal war Johannes Paul II. als Papst in Lourdes. Das zweite Mal kam er nicht nur als Pilger unter Pilgern, sondern auch als Kranker unter Kranken, ist doch Lourdes auch bekannt für seine Krankenwallfahrten. Bei seinem ersten Besuch 1983 hatte der

Papst besonders auf die Verfolgte Kirche aufmerksam gemacht:

„Heute, am Tag meiner Pilgerfahrt nach Lourdes, möchte ich in Gedanken und mit dem Herzen der Kirche alle jene umarmen, die in unserer Zeit Verfolgungen erleiden. Ich möchte sie alle durch das Herz der Kirche umarmen, mit dem mütterlichen Herzen der Gottesmutter, die die Kirche als ihre Mutter und als Königin der Märtyrer verehrt.“ Dann erklärte er, was Verfolgung in unserer Zeit heißt:

„Die Glaubensverfolgungen sind manchmal denen ähnlich, die das Martyrologium der Kirche schon in vergangenen Jahrhunderten beschrieben hat. Sie nehmen verschiedene Formen der Diskriminierung der Gläubigen und der ganzen kirchlichen Gemeinschaft an. Diese Diskriminierungen werden manchmal gleichzeitig mit der Verkündigung der Religions- und Gewissensfreiheit angewandt, und zwar sowohl in der Gesetzgebung einzelner Staaten als auch in internationalen Dokumenten.“

Muss das noch genauer erklärt werden? In den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte kannte man als Strafen für gewöhnlich den Tod, die Vertreibung und das Exil. Heute sind zum Gefängnis, zum Konzentrationslager, zur Zwangsarbeit

und zur Vertreibung aus der Heimat weniger sichtbare, aber einschneidendere Strafen hinzugekommen: nicht der blutige Tod, sondern eine Art zivilen Todes, nicht nur die Absonderung in einem Gefängnis oder einem Konzentrationslager, sondern die ständige Einschränkung der persönlichen Freiheit oder die soziale Diskriminierung.“

Im Folgenden brachte der Papst zahlreiche Beispiele, wie Kirchenverfolgung 1983 auch in Mittel- und Osteuropa aussah. Rudolf Grulich hat damals für Kirche in Not/Ostpriesterhilfe in dem Buch „Glaubenszeugen heute“ in der Reihe „Kirche unter dem Kreuz“ am Beispiel verfolgter Priester und Gläubigen gezeigt, wie viele Christen betroffen waren.

Wallfahrten der deutschen Heimatvertriebenen

Seit 1988 veranstaltet die Heimatvertriebenen-seelsorge der Diözese Mainz Wallfahrten nach Lourdes, in diesem Jahr schon zum 20. Mal. Sie könnten ein Beispiel für andere Priester sein, ähnliche Pilgerfahrten in diesen Wallfahrtsort zu unternehmen, der in diesem Jahr auch ein Jubiläum feiert: Vor 150 Jahren erschien 1858 die Gottesmutter der jungen Bernadette Soubirous.

Initiator der Mainzer Vertriebenenwallfahrten war Diözesanvertriebenen-seelsorger Dr. Wolfgang Stingl. Hinter der Wallfahrt stand die Absicht, den Vertriebenen einen großen Wallfahrtsort der Weltkirche nahe zu

bringen und daran zu erinnern, dass die nach 1945 aus ihrer Heimat vertriebenen Ostdeutschen die ersten waren, denen Pater Werenfried half, als er vor 60 Jahren 1947 seinen Artikel schrieb: „Kein Platz in der Herberge“. Das ist gelungen, denn etwa die Hälfte der Teilnehmer, die sich Jahr für Jahr bei Pfarrer Stingl anmelden, war bereits in Lourdes, will aber mit Menschen, die das gleiche Vertreibungsschicksal erlitten haben, diese Gnadenstätte erleben, die auch eine Stätte der Versöhnung ehemaliger Feinde ist.

Wallfahrten der Versöhnung

Lourdes ist auch bekannt durch die Soldatenwallfahrten. Seit vielen Jahrzehnten pilgern Soldaten aus ganz Europa zur Grotte, wo die Muttergottes der kleinen Bernadette Soubirous erschien. Schon unmittelbar nach dem Krieg hatte der Bischof von Lourdes zum Versöhnung mit den ehemaligen Feinden aufgerufen. Das hatte auch Pater Werenfried mit seinem Werk getan, als er – ein gebürtiger Holländer, der in einem belgischen Kloster lebte – in Belgien, das in zwei Weltkrieg von der deutschen Armee überfallen wurde, zur Hilfe für die Feinde von gestern aufrief. Er hatte sogar den Mut, im Dorfe Vinkt, wo die Deutsche Wehrmacht alle männlichen Einwohner erschossen hatte, zu predigen, zur Versöhnung aufzurufen und um Hilfe für die notleidenden deutschen Heimatvertriebenen

zu bitten. So war es ein christliches Zeichen, wenn auch deutsche Soldaten in Uniform an der Soldatenwallfahrt nach Lourdes teilnehmen und nach der Wende im Ostblock auch ihre Kameraden aus den neuen Ländern des Ostens.

Das Lied von Bernadette

Lourdes hat seine Anziehungskraft nicht nur als Wallfahrtsstätte von Kranken, sondern auch durch die Tatsache, dass ein deutscher Schriftsteller aus Prag, Franz Werfel, als Flüchtling und Vertriebener in seinem Roman „Das Lied von Bernadette“ die Erscheinungen des Jahres 1858 beschrieben hat. Werfel war ein Jude und musste vor den Nationalsozialisten nach Frankreich emigrieren. Als Hitler 1940 auch Frankreich eroberte, flüchtete Werfel weiter nach Süden und machte auf der Flucht 1940 in Lourdes das Gelübde, diesen Roman zu schreiben, wenn er das neutrale Spanien erreichen und er gerettet würde. Er löste dieses Versprechen bereits 1941 in Amerika ein, wo er 1945 starb. Im „persönlichen Vorwort“ seines Romans bekennt Werfel, dass ihn die Vorsehung nach Lourdes gebracht habe, wo er in der Zeit der Angst und Not die Geschichte der Seherin Bernadette erfahren durfte. Ein weiteres Gelübde Franz Werfels ist viel älter: Immer das göttliche Mysterium und die Heiligkeit des Menschen in seiner Dichtung zu verherrlichen. Er schreibt dazu selbst: „Ich habe es gewagt, das Lied der

Bernadette zu singen, obwohl ich kein Katholik bin, sondern Jude. Den Mut zu diesem Unternehmen gab mir ein weit älteres und viel bewußteres Gelübde. Schon in den Tagen, da ich meine ersten Verse schrieb, hatte ich mir geschworen, immer und überall durch meine Schriften zu verherrlichen das göttliche Geheimnis und die menschliche Heiligkeit – des Zeitalters ungeachtet, das sich mit Spott, Ingrim und Gleichgültigkeit abkehrt von diesen letzten Werten unseres Lebens.“

Was Werfel schreibt, gilt im 21. Jahrhundert noch mehr als in der Mitte des 20. Jahrhundert. Deshalb hat das Werk „Kirche in Not“ bei seinem Kongress 2008 „Treffpunkt der Weltkirche“ in Augsburg auch das Thema „Schule der Liebe“ behandelt. In einem Impulsreferat für eine Podiumsdiskussion stellte Professor Grulich die Bedeutung des Werkes von Pater Werenfried vor. Durch die Überwindung des Hasses in den von der Wehrmacht besetzten Benelux-Ländern hatte die damalige Ostpriesterhilfe Wesentliches für den Frieden in Europa beigetragen. Das zeigte Grulich an Beispielen, wie der Speckpater einen bis heute noch nicht voll gewürdigten Beitrag für die Versöhnung der Völker, für den Frieden und die europäische Einigung leistete.

*Adresse des Büros in Lourdes:
10, rue de l'Egalité,
F-65 100 Lourdes,
Tel: 05 62 94 05 30*

Die heilige Hedwig als Mittlerin zwischen Deutschen und Polen



Das barocke Hochgrab der heiligen Herzogin Hedwig ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort in Schlesien

Ende 2005 jährte sich zum 40. Male, dass die deutschen und polnischen Bischöfe am Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils ihren Briefwechsel der nationalen Versöhnung austauschten. In ihrer Grußbotschaft an ihre deutschen Amtsbrüder vom 18. November 1965 hatten alle polnischen Bischöfe, darunter auch der spätere Papst Karol Wojtyła als Erzbischof von Krakau, festgestellt:

„Brücken bauen zwischen Völkern können nur heilige Menschen, nur solche, die eine lautere Meinung und reine Hände besitzen. Sie wollen dem Bruder-volk nichts wegnehmen, weder Sprache, noch Gebräuche, noch Land, noch materielle Güter;

im Gegenteil: sie bringen ihm höchst wertvolle Kulturgüter und sie geben ihm gewöhnlich das Wertvollste, was sie besitzen: sich selbst.“

In dem gleichen Schreiben wird dann die hl. Hedwig als „der beste Ausdruck eines christlichen Brückenbaus zwischen Polen und Deutschland“ bezeichnet.

Ihr Grab in Trebnitz nördlich von Breslau ist noch heute neben dem Annaberg der größte Wallfahrtsort Schlesiens, ja Trebnitz ist die Stadt der hl. Hedwig. Es liegt an der alten Straße, die von Böhmen über Glatz, Breslau nach Posen und Gnesen führte, wohin schon Kaiser Otto III. zum Grab des hl. Adalbert pilgerte. Im

Jahre 1203 gründete hier der Piastenherzog Heinrich I. der Bärtige das erste Frauenkloster auf schlesischem Boden. Wir können davon ausgehen, dass ihm seine Gemahlin, die hl. Hedwig dazu bewog, denn erste Äbtissin in Trebnitz wurde die Lehrerin Hedwigs aus Kitzingen, Petrissa. Im Jahre 1219 wurde die Kirche geweiht. Auch Hedwig zog sich nach dem Tode ihres Sohnes auf der Walstatt bei Liegnitz gegen die Mongolen hierher zurück.



Die heilige Herzogin Hedwig nach einer Abbildung im sogenannten Schlackenwerther Codex.

Diese Handschrift aus dem nord-böhmischen Schlackenwerth ist eine wichtige Quelle für das Leben der Heiligen.

Von Bayern nach Schlesien

Wer war diese große Frau? Die polnischen Bischöfe sagten 1965 von ihr: „*Sie ist im 13. Jahrhundert die größte Wohltäterin des polnischen Volkes in den damaligen Westgebieten des Piastenspolens, in Schlesien, geworden. Es steht historisch ziemlich fest, dass sie, um dem polnischen einfachen Volk dienen zu können, sogar die polnische Sprache lernte. Nach ihrem Tode und ihrer baldigen Heiligsprechung strömten ohne Unterlass Scharen des polnischen und deutschen Volkes zu ihrer Grabstätte in Trzebnica – später Trebnitz genannt. Und sie tun es heute noch zu Tausenden und Abertausenden. Niemand macht unserer großen Landesheiligen den Vorwurf, dass sie deutschen Geblütes war; im Gegenteil: Man sieht sie allgemein – von einigen nationalistischen Fanatikern abgesehen – als den besten Ausdruck eines christlichen Brückenbauers zwischen Polen und Deutschland an – wobei wir uns freuen, auch auf deutscher Seite recht oft dieselbe Meinung zu hören.*“

Im Antwortschreiben der deutschen Bischöfe heißt es: „*Es berührt uns tief, dass wir in der Verehrung der heiligen Hedwig vereint sind, die deutschen Geblütes und doch – wie Sie schreiben – die größte Wohltäterin des polnischen Volkes im 13. Jahrhundert war. Diese hellen Seiten des polnisch-deutschen Verhältnisses in der Ge-*

schichte verdanken wir ohne Zweifel unserem gemeinsamen christlichen Glauben.“

Als der polnische Papst bei seiner zweiten Pilgerfahrt nach Polen bei der Messe am 21. Juni 1983 in Breslau predigte, nannte er die hl. Hedwig *„eine Grenzgestalt, die zwei Nationen miteinander verbindet: die deutsche und die polnische Nation. Sie verbindet sie im Verlauf vieler Jahrhunderte einer Geschichte, die zwischen Deutschen und Polen oft schwierig und schmerzhaft war.“*

Die hl. Hedwig bleibt aber inmitten aller geschichtlichen Prüfung schon sieben Jahrhunderte lang Fürsprecherin einer wechselseitigen Verständigung und Versöhnung, entsprechend den Erfordernissen des Rechtes der Nation, der internationalen Gerechtigkeit und des Friedens. Man kann sagen, dass auch durch ihr Eintreten der Hl. Stuhl die kirchliche Normalisierung auf diesen Gebieten vollziehen konnte, die nach dem Zweiten Weltkrieg, nach vielen Jahrhunderten erneut Teil des polnischen Staates, wie zu Zeiten der Piasten, geworden waren. Wir haben ja in Erinnerung, dass Breslau als Bistum seit dem Jahre 1000 zur Kirchenprovinz von Gniezno (Gnesen) gehörte – und dass dieser Zustand bis zum Jahre 1821 dauerte“.

Der Papst zitierte dann *„einen Sohn der schlesischen Erde, der zugleich erster Metropolit von Breslau nach dem Zweiten Welt-*

krieg war“, nämlich Kardinal Boleslaw Kominek:

„Unmittelbar an der Dombrücke in Breslau, die auf die Piasteninsel führt, steht die in Stein gehauene Hedwig. Sie steht auf der Brücke, die das östliche und westliche Ufer der Oder verbindet. Alle, die auf sie zukommen, heißt sie, auf sich schauen und daran denken, dass alle Brüder sind, auf welchem Ufer sie auch immer wohnen mögen. Vereint in dieser Brüderlichkeit Christi, grüßen wir einander. Das Geheimnis Christi auf dem Altar und die Brüderlichkeit der Menschen, auf welchem Ufer sie auch immer wohnen, hat uns heute im Namen des Herrn zusammgeführt.“

Wir bitten unsere Patronin von Schlesien, sie möge uns bei der Heiligsten Dreifaltigkeit den Frieden, die Eintracht und die Brüderlichkeit in der menschlichen Familie des Volkes und der Nation erwirken.“

Heilige der Versöhnung

Heute ist Trebnitz eine polnische Kleinstadt, die durch Neubesiedlung aus Ostpolen noch nicht die Einwohnerzahl von 1939 erreicht hat. Bei der Besetzung durch die Russen 1945 wurde die Stadt völlig niedergebrannt, aber die Kirche und das Kloster blieben unversehrt. Die Kirche ist ein prächtiger Barockbau, der in den Jahren 1697 bis 1726 an der Stelle des mittelalterlichen Gebäudes errichtet wurde. Er gehört zu den bedeutendsten Basiliken

Schlesiens. Nur ein romanisches Tympanon aus dem Jahre 1230 erinnert noch über dem Westportal an die ursprüngliche Gestalt der Kirche.

Das Innere der Kirche, ein Backsteinbau mit Trägern und Dekorationen aus Haustein und mit seinem kostbaren Altar, birgt das Hedwigsgrab. 14 Säulen stehen auf einem mächtigen marmornen Unterbau. Sie tragen ein Dach, auf dem der Erzengel Michael den Drachenteufel besiegt. Unter dem Baldachin liegt die aus Alabaster gehauene Figur der Heiligen. Auf dem sich an das Grabmal anschließenden Altar ruht in einem Silberreliquiar das Haupt Hedwigs. Heute feiern auch deutsche Katholiken, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus ihrer Heimat vertrieben wurden, hier Messen in deutscher Sprache. Polen und Deutsche stehen über 60 Jahre nach Kriegsende vor einem neuen Anfang.

„Dieser Anfang ist besonders belastet durch die bitteren Folgen des von Deutschland begonnenen und verlorenen Krieges“, schrieben dazu 1965 die deutschen Bischöfe an ihre polnischen Kollegen. „Millionen von Polen mussten aus dem Osten in die ihnen zugewiesenen Gebiete übersiedeln. Wir wissen wohl, was darum für das heutige Polen diese Gebiete bedeuten. Aber auch Millionen Deutsche mussten ihre Heimat verlassen, in der ihre Väter und Vorfahren lebten. Diese waren nicht als Eroberer in das Land

gezogen, sondern im Laufe der Jahrhunderte durch die einheimischen Fürsten gerufen worden. Deshalb müssen wir Ihnen in Liebe und Wahrhaftigkeit sagen: Wenn diese Deutschen von ‚Recht auf Heimat‘ sprechen, so liegt darin — von einigen Ausnahmen abgesehen — keine aggressive Absicht. Unsere Schlesier, Pommern und Ostpreußen wollen damit sagen, dass sie Rechtens in ihrer alten Heimat gewohnt haben und dass sie dieser Heimat verbunden bleiben. Damit ist ihnen bewusst, dass dort jetzt eine junge Generation heranwächst, die das Land, das ihren Vätern zugewiesen wurde, ebenfalls als ihre Heimat betrachtet. Christliche Liebe versucht, sich jeweils in die Sorgen und Nöte des anderen hineinzuversetzen und so Spannungen und Grenzen zu überwinden. Sie will den Ungeist des Hasses, der Feindschaft und des Revanchismus ausmerzen. So wird sie dazu beitragen, dass alle unseligen Folgen des Krieges in einer nach allen Seiten befriedigenden und gerechten Lösung überwunden werden. Sie dürfen überzeugt sein, dass kein deutscher Bischof etwas anderes will und jemals etwas anders fördern wird als das brüderliche Verhältnis beider Völker in voller Aufrichtigkeit und ehrlichem Dialog.“

Rudolf Grulich

Mannheim als Musikmetropole im 18. Jahrhundert

Johann Stamitz in der Kurpfalz



Jeder, der sich mit der Geschichte der klassischen Musik beschäftigt, stellt irgendwann einen stilistischen Umbruch in der Musik des 18. Jahrhunderts fest. Die Musik des 1750 gestorbenen Johann Sebastian Bach klingt bekanntermaßen vollkommen anders als die des nur sieben Jahre danach geborenen Wolfgang Amadeus Mozart. Was war geschehen?

Kurfürst Carl Philipp verlegte seinen Hof 1720 von Heidelberg nach Mannheim, verließ das alte und enge Heidelberg zugunsten einer jungen Stadt in der Rheinebene. Die neue Residenzstadt der Kurpfalz erlebte in den weni-

gen Jahren, bis Carl Theodor sie 1778 nach München verlegte, um seine bayerische Erbschaft antreten zu können, einen rasanten und vielgestaltigen Aufschwung. In einer Zeit, in der die europäischen Höfe in die raumgebende Ebene zogen, drang auch die Musik in musikalisches Neuland vor. Für Mannheim wurde der böhmische Geigenvirtuose Johann Wenzel Anton Stamitz zum Wegbereiter einer neuen und ruhmreichen Epoche. Johann Stamitz wurde 1717 als drittes Kind und ältester Sohn in Deutschbrod geboren. Sein Vater, ebenfalls Musiker und zudem relativ wohlhabend, erteilte ihm bereits im Kindesalter den ersten Musikunterricht. Prägend wurde für ihn vor allem der mehrjährige Besuch des Jesuitenkollegiums in Iglau. Prägend insofern, da im Jesuitenkollegium ein reges Musikleben gepflegt wurde. Es ist bezeugt, dass ein jeder Schüler mehrere Instrumente beherrschte und sein Können in zahlreichen Aufführungen darbot. Der von den Jesuiten praktizierte Dualismus, das „mit allen Sinnen Erleben“ gegen „das mystische Versenken“, darf sicher als mitverantwortlich für die Herausbildung eines neuen musikalischen Stils gelten. Wahrscheinlich wurde Stamitz 1741 als Geiger in das Mannheimer Hoforchester auf-

genommen und war wohl auch ein Jahr darauf bei den Feierlichkeiten zur Kaiserkrönung Carl Albrechts von Bayern als Karl VII. in Frankfurt zugegen. Besonders Kurfürst Carl Theodor, der ab 1743 regierte, darf als Förderer der Mannheimer Musik gelten. Dieser durchlief ebenso wie Stamitz eine jesuitische Erziehung und auch in seinen Lehrjahren kam der Musik eine bedeutende Stellung zuteil. Bereits im ersten Jahr seiner Regentschaft ernannte er Stamitz zum Konzertmeister der Mannheimer Hofmusik. 1750 beförderte Kurfürst Carl Theodor Stamitz schließlich zum Instrumentalmusikdirektor am Mannheimer Hof. Gerade sein Wirken in dieser Funktion festigte seinen Ruf, als 'spiritus rector' und Begründer der „Mannheimer Schule“.

Nicht nur die Größe der Mannheimer Kapelle suchte seinesgleichen, sondern auch das reiche Maß an Virtuosität der einzelnen Musiker. Darüber hinaus trat der Großteil der Musiker auch als Komponist in Erscheinung. Die herausragende Fähigkeit der einzelnen Musiker gepaart mit einem Höchstmaß an Disziplin des musizierenden Ensembles bot die Möglichkeit für kreative Neuerungen. Spezielle Effekte wie beispielsweise die „Mannheimer Rakete“ und andere lautmalерische Finessen sind bleibendes Erbe dieser glanzvollen Mannheimer Epoche. Ebenso ist die Bereicherung des Orchesters durch die Klarinetten Johann Stamitz

zu verdanken. Die in Mannheim kultivierte „Mannigfaltigkeit der Musik“ übte auch großen Einfluss auf Mozart aus, der mehrmals bei Aufführungen am Mannheimer Hof zugegen war. Gerade die stilistisch neuen Elemente von Spannung, Überraschungseffekten, auf- und abschwellender Dynamik und Stimmungswechsel hinterließen bleibenden Eindruck bei ihm. Der Anteil an den Neuerungen der Musik der „Mannheimer Schule“ geht sicher zu einem großen Teil auf den Einfluss von Johann Stamitz zurück. Sein Ansehen wuchs von Jahr zu Jahr und ermöglichte ihm einige Reisen, unter anderem auch nach Paris. Dass Mannheim ein bedeutendes Pflaster für die Musik der damaligen Zeit gewesen sein muss, belegt auch Stamitz' ablehnende Haltung gegenüber besserdotierten Angeboten anderer Höfe. Als Johann Stamitz 1757 in Mannheim starb, hinterließ er der Nachwelt ein Gesamtwerk von 170 Kompositionen. Darunter alleine 58 Sinfonien, zahlreiche Solokonzerte, Solosonaten und Instrumentalduette. Bleibendes Verdienst des Johann Stamitz ist es aber vor allem, dass er in einer Zeit des Übergangs die Musik in vielen Bereichen weiterentwickelt hat. Konkret prägte sein Werk die Musik der „Wiener Klassik“, allen voran die Wolfgang Amadeus Mozarts, die ohne die „Mannheimer Schule“ so nicht denkbar gewesen wäre.

Matthias Dierßen

Unser Bücherangebot

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, Euro 36,00

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, Euro 59,00

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, Euro 19,80

Rudolf Grulich, **O Prag, wir zieh'n in die Weite. Sudetendeutsche in aller Welt.** 192 Seiten, Euro 7,60

Willi Lorenz, **Die Kreuzherren mit dem roten Stern.** 141 Seiten, Euro 12,00

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, Euro 7,80

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** Mit einem Geleitwort von Otto von Habsburg. 287 Seiten, Euro 14,80

Reihe Kirche und Heimat. Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, Euro 7,80

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, Euro 9,80

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, Euro 14,80

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** Festschrift zur 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, Euro 14,80